

Kanzelrede 28. Mai 2017 (Exaudi) Evangelische Universitätskirche Münster

Hans-Werner Bothe

Sehr geehrte Angehörige der Universitätsgemeinde,

liebe Gäste und Freunde,

„... halten Sie keine Vorlesung, sondern vermitteln sie den Besuchern des Gottesdienstes ihre Gedanken und Gefühle zum Text des Johannes-Evangeliums!“

Dies war die Regieanweisung, die mir mit der Einladung zur Kanzelrede übermittelt wurde.

Noch einmal möchte ich mich an dieser Stelle recht herzlich für die ehrenvolle Einladung bei Herrn Professor Roser bedanken.

Meine Reaktion war zunächst durchaus ambivalent: Die Vorstellung, Persönliches öffentlich vorzutragen, aktivierte mein vegetatives Nervensystem mit der Folge eines flauen Gefühls in der Magengegend.

Dann aber wurde mir klar, dass ich es ja an diesem Sonntag mit dem Johannes Evangelium zu tun haben sollte.

Johannes, der mir am nächsten Stehende aller Evangelisten, weil er der Evangelist des Wortes ist.

Wir alle kennen den wunderschönen Beginn seines Evangelium, der Sprachästheten seit jeher begeistert hat:

(1) Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott.

Das Wort, die Sprache zeichnet uns als Menschen in einmaliger Weise aus. Über Sprache und das Wort definieren wir uns selbst und unsere Nächsten. Wir schaffen Familie und Gesellschaft, Umwelt und Kosmos. IN Worten und Sprache, MIT ihnen und DURCH sie können wir die Blüte menschlichen Seins erreichen.

Sprache kann aber auch vernichten: Mit einem einzigen Wort können wir die Selbstachtung und damit den innersten Persönlichkeitskern eines Menschen zerstören. Durch Denken in „Fake News“ und sprachlicher Verbreitung derselben in Wort und Schrift verbauen wir uns den Blick auf die wahre Wirklichkeit, auf deren Erkenntnis wir so sehr angewiesen sind - und wenn zuletzt auch nur um des bloßen Überlebens willen.

Durch das Wort kann alles geschaffen werden, aber es hat auch das Potential, im Leben jedes einzelnen von uns wie in den Beziehungen von Menschen und deren Gemeinschaften zerstörerische Kräfte frei zu setzen.

Ist uns ein äußeres Kriterium - oder eine innere Verfassung vielleicht - an die Hand gegeben, damit wir in, mit und durch Wort und Sprache segensreich für uns selbst, für unsere Mitmenschen und für die uns gegebene Welt wirken können?

Kirchenväter, Bischöfe, Theologen, Reformatoren und Pfarrer haben es den Christen im Laufe der Kirchengeschichte nicht immer leicht gemacht, zu

glauben: Mit der täglichen Lebenserfahrung von uns Menschen scheinen viele der dogmatischen Glaubensanforderungen nur schwer vereinbar.

Die frühen Kirchenväter haben allerdings ihren Anhängern etwas an die Hand gegeben, das ein ganz wunderbares Alleinstellungsmerkmal des Christentums gegenüber den beiden anderen monotheistischen Weltreligionen ist:

Die Dreifaltigkeit, Dreieinigkeit oder Trinität: Gott bleibt ein Einziger - eine „unified unity“. Ganz großartig aber ist (Sie merken, ich komme ins Schwärmen!), dass die Dreifaltigkeit uns das Verstehen von etwas absolut Unverständlichem dadurch erleichtert, dass wir es aus unterschiedlichen Perspektiven betrachten dürfen und damit in unser Leben holen können, obwohl es zunächst nicht von dieser Welt zu sein scheint:

Erstens: Wir dürfen Gott wie im alten Testament als Schöpfer von Kosmos, Welt und auch von uns als Menschen sehen (was übrigens nicht im Widerspruch zur Evolutionstheorie steht).

Zweitens: Das neue Testament weist uns einen Weg zum gelingenden Leben durch das Wirken von Gottes Sohn in dieser Welt und

Drittens: „last but - in diesem Fall wirklich nicht - least“ können wir unmittelbar beseelt werden durch seinen heiligen Geist, dessen Fest wir in den nächsten Tagen feiern.

- und damit sind wir bei Johannes und seinem Evangelium des Wortes, in dem er in Kapitel 7 Vers 38 geschrieben hat:

„(38) Wer an mich glaubt, wie die Schrift gesagt hat, aus seinem Leib werden Ströme lebendigen Wassers fließen.“

Ströme lebendigen Wassers werden fließen! Ein schönes Bild! Ich denke als passionierter Segler an eine aus tiefblauem Wasser springende Delphin-Familie im nördlichen Pazifik vor Vancouver Island. Eine Szene, die vermittelt, was Fülle und Lust am Leben sein kann und die - so meint offenbar Johannes - von mir an meine Mitmenschen in Wort und Sprache weitergegeben werden kann, wenn ich vom Heiligen Geist beseelt bin.

Glauben kann kein Selbstzweck sein in der Vermittlung ewiger Wahrheiten und Verkündigung kirchlicher Dogmen. Christliche Religion soll zur Leidenschaft und Lust am Leben befähigen:

„Wer an mich glaubt, aus dessen Leib werden Ströme lebendigen Wassers fließen!“

Der heilige Geist als eine der drei möglichen Erscheinungsformen Gottes wird zu einer Quelle, die leidenschaftliches Leben weitergeben kann. In der wohlwollenden Zuwendung und erwartungsvollen Offenheit gegenüber Familienangehörigen, Freunden, Arbeitskollegen und insbesondere den Menschen, mit denen man eigentlich nicht spricht, können wir im weitergegebenen Wort für andere zu einer Quelle tiefer und wiedergewonnener Freude am Leben werden.

Moment mal?

Ist Freude am und Leidenschaft zum Leben wirklich der Kern christlichen Glaubens und gelebte Praxis? Halten wir Lachen, Fröhlichkeit und Humor für Kernkompetenzen von Christentum? Sind wir bezüglich des Einsatzes von Wort und Sprache nicht in erster Linie gefordert, Gott in feierlicher Ernsthaftigkeit zu loben und zu danken? Widerspricht es nicht dem Christsein, das Leben als fröhliches Konzert zu sehen?

Calvin in Genf hielt von Lust und Leidenschaft gar nichts. Sein Christentum trägt ernste Züge bis zur Bitterkeit. Martin Luther war zum Glück anders gestimmt.

Er war ein Satiriker erster Ordnung, voller Witz, Humor und Leidenschaft am Leben. Die Frage, ob Lust am Leben, Lachen und Humor mit der Vorstellung vom Christsein vereinbar ist, versucht Umberto Eco, der letztes Jahr verstorbene Autor, in seinem Roman „Der Name der Rose“ zu beantworten:

Wir schreiben das Jahr 1327. William von Baskerville, ein Franziskanermönch, hat den Auftrag in einer italienischen Benediktinerabtei einen Mord aufzuklären. Eine wichtige Rolle spielt dabei das verloren geglaubte Manuskript des zweiten Teils der Poetik des Aristoteles, in der dieser die Komödie abhandelt. Der blinde Bibliothekar des Klosters, Jorge von Burgos, hält das Buch für extrem gefährlich, weil es Lachen und Freude positiv wertet.

„Lachen ist die Schwäche, die Hinfälligkeit und Verderbtheit unseres Fleisches. Es ist die Kurzweil des Bauern, die Ausschweifung des Betrunkenen. Das Lachen vertreibt dem Bauern für ein paar Momente die Angst. Doch das Gesetz

verschafft sich Geltung mit Hilfe der Angst, deren wahrer Name Gottesfurcht ist.“ - so Jorge

Jorge fürchtet Aristoteles sehr, weil sein Buch das Lachen zu einer neuen Kunst erheben könnte, „zur Kunst der Vernichtung von Angst!“ „Was wären wir sündigen Kreaturen denn ohne die Angst, diese vielleicht wohlthätigste und gnädigste aller Gaben Gottes?“

Der Gott, der hier verehrt wird, ist ein finsterer Gott, ein Gott der Unterdrückung und des Schreckens. Kein Gott, von dem Ströme lebendigen Wassers ausgehen!

William von Baskerville hingegen verehrt einen freundlichen Gott, der die Menschen von Angst befreit. William ist Franziskaner und wie Franziskus schätzt er das Lachen, die Komödie, die Verkleidung und nach Umberto Eco „die Verwirrung im Namen des Evangeliums und des fröhlichen Gottes“.

Ganz in diesem Sinne meint auch Martin Luther: „Wenn ich den Teufel nicht mit ernsten Worten und mit der Schrift in die Flucht schlagen konnte, habe ich ihn oft verjagt durch Possenreißerei“. Und an anderer Stelle: „Angeboren ist uns zwar die Traurigkeit, und der Teufel ist der Geist der Traurigkeit, aber Gott ist der Geist der Freude, der uns rettet.“

Nach Johannes kann uns der heilige Geist zur Quelle von Strömen lebendigen Wassers in uns selbst und für die Gemeinschaft, in der wir leben, machen. Auf welchen Wegen aber erreicht uns der heilige Geist? Brauchen wir eine bestimmte innere Verfasstheit, um aufnahmebereit zu sein? Was macht er in,

durch und mit uns, so dass wir für andere zur Quelle von Strömen lebendigen Wassers werden?

Eines vorweg: Er macht uns nicht zu „Gutmenschen“ im Sinne von jemandem, bei dem Urteil und Überzeugung am Anfang seines Denkprozesses stehen und nicht an dessen Ende. Es geht einem Gutmenschen darum, zu beweisen, wer der bessere Mensch ist, und nicht darum, wer die besseren Argumente hat. Gutmenschen glauben, das Böse austreiben zu können, indem sie bestimmte Ansichten immer wieder beschwören. In diesem Eifer erinnern sie an Exorzisten. Sie glauben, eine Art innerer Wünschelrute zu haben, mit der sie Abgründe lokalisieren können. Angesichts dieses exklusiven Wissens neigen sie zur Ergriffenheit vor sich selbst.

Die Pose des Gutmenschen ist die Betroffenheit, sein Gemütszustand die Empörung, seine Methode die politische Korrektheit. Er sonnt sich gern in absoluten und endgültigen Formulierungen.

Gutmenschen bewachen die Grenzen des Korridors dessen, was Wort und Sprache zum Leben erwecken darf, wie Linienrichter das Fußballfeld. Wer aus ihren eigenmächtig definierten Meinungspfaden ausbricht, wird mit Diffamierung bestraft.

Dies ist nicht der Geist, durch den Wort und Sprache zur Quelle von Strömen lebendigen Wassers werden. Debatten in menschlichen Beziehungen und Gemeinschaften strömen und schwellen an und ab wie Flüsse. Werden zu viele Dämme gebaut treten sie über die Ufer und beginnen ein zerstörerisches Werk. Nicht Dämme, sondern Offenheit, Zugewandtheit und Auseinandersetzen-Wollen mit den Einstellungen und Argumenten aller ist der Weg, den uns der Heilige Geist weist.

Er beginnt sein Wirken in jedem einzelnen von uns und kann sich im lebensbejahenden und den anderen respektierenden Wort verbreiten. Die heute so oft erlebte Verunglimpfung Andersdenkender in Schulen, Berufsalltag, sozialen Medien und Politik ist das Gegenteil eines Stroms lebendigen Wassers.

Gutmenschen sind tragische Personen im klassischen Sinne: Im Bestreben, Gutes zu erreichen, gefährden sie es, weil sie das moralische Prinzip an oberster Stelle allen Handelns sehen, und nicht die Einstellung zum Mitmenschen im Sinne von Zugewandtheit, Offenheit, Wohlwollen und vor allem dem Willen zur Wahrhaftigkeit:

„Das Gegenteil von gut ist nicht böse, sondern gut gemeint.“ - so formulierte es bekanntermaßen Kurt Tucholsky.

Der Glaube an den Heiligen Geist als eine der Erscheinungsformen Gottes weist uns den Weg zum Leben in Leidenschaft, was bedeutet, im Wort den Strom lebendigen und nicht zerstörerischen Wassers weiterzugeben.

Zu Gutmenschen zu werden mit Prinzipien, welcher Provenienz auch immer sie sind, ist demnach nicht der Königsweg zur Leidenschaft am Leben.

Trotzdem wissen wir immer noch nicht, auf welchem Weg der Heilige Geist uns erreichen kann und welcher innerer Verfasstheit es bedarf, damit er in und durch uns wirken kann.

Ich komme jetzt zum abschließenden Gedanken:

Vielleicht haben einige von Ihnen bisher ein Wort vermisst, welches die eigentliche Kernbotschaft des Christentums trägt und welches wiederum wie



die Dreifaltigkeit ein Alleinstellungsmerkmal gegenüber anderen monotheistischen Religionen ist. Es fällt mir schwer, über dieses Wort zu sprechen, weil es im Alltag durch unangemessenen, häufigen Gebrauch abgenutzt ist, obwohl in ihm ein geradezu umstürzlerisches Potential liegt, welches unser Leben von einem Augenblick auf den anderen radikal zu verändern in der Lage ist:

Die Liebe!

Sie schafft sich jenseits der Gesetze der empirisch-naturwissenschaftlichen Welt Geltung, indem ein anderes Du in mein oft mehr oder weniger eingeschlossenes Selbst hereinbricht und dort zu wirken beginnt oft auch unvorhersehbar, weil ich ihm aus Liebe die Kontrolle überlasse.

Sie öffnet das eigene Selbst dem Anderen von ganz innen heraus, damit sie in das eigene Ich einfallen kann: Liebe anzunehmen bedeutet in diesem Sinne absolute Anerkennung eines Anderen in meiner eigenen Existenz.

Die Worte „Selbst“ und „Anderer“ adressieren den dialogischen Charakter der Liebe: Sie hat oft einen kontingenten, zufälligen Anfang - Luther würde vielleicht sagen durch einen Akt göttlicher Gnade - aber dann ist der Dialog notwendig, um das, was einen Anfang gehabt hat, auf Dauer zu bewahren.

Bei jeder Liebe treten Zweifel, Irritationen und Infragestellungen auf. Bei zahlreichen Kirchenvätern wie zum Beispiel Augustinus gab es Zweifel ohne Ende, so dass man fasst sagen muss, dass er den Heiligen Geist wider alle Fakten geliebt hat. Deshalb kann Liebe nur als ununterbrochener Prozess - dialogisch eben - nach einem anfänglichen Gnadenakt bestehen bleiben.

Die Einbeziehung des Anderen in meine ureigene Existenz und die Bewusstwerdung dieses Ereignisses und des sich anschließenden Prozesses kann eine unvergleichliche Freude erzeugen - so wie bei einer wissenschaftlichen Entdeckung, die den bisherigen Kenntnisstand der „scientific community“ vollkommen auf den Kopf stellt.

Jetzt haben wir alles beisammen: Den Heiligen Geist, die Liebe, die Fröhlichkeit und das Wort.

Wen der Heilige Geist mit Liebe erfüllt, den kann er in einer Weise verändern, dass er in ihm und mit ihm durch Wort, Sprache und Tat zur Quelle von Strömen lebendigen Wassers für Menschen in seiner Nähe wird.

Ich danke Ihnen für Ihre Zugewandtheit, Offenheit und Ihr Wohlwollen dieser Kanzelrede zugehört zu haben!